

Das Beileid.

Die Franzosen haben dem Deutschen Reich und der Pfalz im Dppauer Katastrophen ihr Beileid ausgesprochen. Sie haben sogar Hilfe an Menschen und Geld gesandt. Das ist, bei aller Geringfügigkeit, ein Ereignis von geschichtlicher Bedeutung. Worte sind zwar billig. Und Beileid — nehmen wir dieses fürstbare an — könnte hoch und Schadenfreude sein. Aber die Tat, die Tat, ob groß oder gering, ist ein erschütterndes Zeugnis einer aufstrebenden neuen Generation. Das französische Beileid ist ein höherer Schritt durch die Rechnung der Hoff-Bewertung. Der Erbfeind hat sich menschlich gezeigt — nichts kann den Keuten höher und drüber, die den Spuk der Erbfeindschaft nicht sterben lassen wollen, unwillkommener sein.

Feindschaft vererbt sich nicht, wenn man sie den Erben nicht mit Willen anerkennt. Das vererbt man so gern, wenn er nicht künftlich gesündigt wird. Das und Feindschaft entspringen der Unnatur des Menschen; Liebe und Mitleid sind ihm natürlich; das Beileid für Dppau ist der Durchbruch dieser wahren Natur.

Muß erst ein von Menschen nicht verstandenes großes Unglück geschehen, daß das geschickte Volk sich menschlich nähert? Größeres Unglück gibt es als die Explosionskatastrophe zu Dppau. Das größte Unglück ist das verurteilte und vermeidbare, das der Hoch eines Volkes dem anderen zufügt.

Den Franzosen, einem Volk von so scharfem logischen Verstand sollte dieser sinnlose Widerbruch nicht entgehen: Man spricht einem Todwunden kein Beileid aus, weil er sich auch noch einen Finger verbrannt hat. Man spricht ein solches Beileid umsonstiger aus, wenn man selbst die Hauptschuld trägt an der tödlichen Krankheit seines Nachbarn. Wer zur Explosion von Dppau beifand herbeieilt, aber ein taufendmal größeres behebbares Uebel nicht nur nicht lindert, sondern für seine Tauer und Verschuldung sorgt, der macht sich — wir sagen nicht der Schwärze, wohl aber der Infamie — der Raubstahl des Gefügtes, des letzten Denkens schuldig.

Wir danken den Franzosen für die herzliche Anteilnahme ihrer Kondolezen, aber wir ipredien ihnen gleichzeitig unser aufrichtiges Beileid aus für das nationale Unglück ihres kurzlebigen Geistes, ihrer krankhaften Deutschen-Furcht, ihres Mißtrauens und ihres mangelnden Großmutes.

Hans Natonek.

„Ein Moment mal!“

Stimme von
Kupfer-Hochmeister.

(Nachdruck verboten.)

„Herzogthimmelfreudenschloßherren!“ dachte ich in meinem überforderten Innern, wenn ich endlich mit der richtigen Absicht der gemäßigten Firma verbunden bin und auf meine Frage nach dem Herrn Direktor Sombio die Sekretärin nicht ohne Anstand darüber erwidert, ob er da ist oder er nicht da ist, sondern fallschwung in den Apparat trübt: „Ein Moment mal!“

„Ein Moment mal!“ Herzogthimmelfreudenschloßherren! Was soll denn das überhaupt heißen: ein Moment mal? Hat denn das Fräulein gar keine Ahnung davon, daß ich bis zu dieser Sekunde nicht erst einen Moment, sondern sehr aufsehnende Momente, viele Minuten, ja einige Viertelstunden aufwenden mußte, um wenigstens so „weit“ in ihre „Nähe“ zu geraten, daß ich aus ihrem hohen Munde diese unpolite Antwort entnehmen konnte? Ein Moment mal... ach du liebe Zeit, mit „einem“ Moment kann man an einem Groß-

stadt-Telephon nicht weit springen. Zuerst hieß es dreimal, daß sämtliche Leitungen nach Amt Zentrum besetzt seien. Dann hieß es viermal, daß sämtliche Anschließungen der ersten Firma besetzt seien; als ich endlich Amt und auch Hauptanschluß frei fand, gab die Hauptzentrale der Firma noch jehannal dem trostlichen Bescheid, daß der Zimmerapparat des hoch erachteten Herrn Direktors Sombio besetzt sei. Und jetzt, wo endlich Amt, Hauptanschluß und Zimmeranschluß frei sind, weiß ich noch immer nicht, ob weniger jöhones Fräulein für gut fand, mir die lebenswichtigen Worte zu sagen: „Ein Moment mal!“ Und nun? Man mag es „Anstands“ in dem Apparat, und die hohe Telephonische Besetzt mit der erpöcklichen Anweisung: „Die Verbindung ist unterbrochen, ich bitte noch einmal das Amt und die Nummer!“ Wie lange kann ich nun an der Gabel herumtrübschöpfen, die die Direktions-Sekretärin wieder ihr „Ein Moment mal!“ zu mir sagen wird? Hergethimmelfreudenschloßherren!

Während ich von neuem die Herbenpein des Anschließ-Zuschens durchstoße, fühlt meine Seele zwei gleichzeitige aber grandverschiedene Wünsche: Wunsch Nr. 1 — ich möchte, daß jene Angestellte des Direktors endlich ihr erlösendes: „Ein Moment mal!“ wieder hören lassen möchte; Wunsch Nr. 2 — ich flüchte ihr schon im voraus ob der Wiederholung dieses schließigen Wortes sämtliche Anreden im Beise entzöge. Wie kann ein vernünftiger Mensch nur sich eine Verbindung gebrauchen wie „Ein Moment mal!“ Und das sagen alle Sekretärinnen sämtlicher Direktoren! Wissen denn diese Damen nicht, daß das Wort „Augenblick“ ein verabschiedungswürdiger Freundschaft ist, für den wir in unserer schönen Sprache das gute deutsche Wort „Augenblick“ haben! Ich lasse die ganze „Augenblick“-Literatur vor meinem geistigen Auge vorüberziehen. Da jagt Wieland in seinem „Oberon“: „Ein einziger Augenblick kann alles umgestalten.“ Da jagt Schiller in seinem Gedicht „Die Kunst des Augenblicks“ so heissen:

„Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schöpf das Glüd,
Und der mächtigste von allen
Herzogen ist der Augenblick.“

Augenblick, Fräulein Sekretärin! Nicht „Moment“, nicht „Moment mal“, bitte!

„Man muß dem Augenblick auch was vertrauen“, heißt's im „Tell“. Und in Schillers „Maria Stuart“ ruft Wortmer: „Ergreift den Augenblick! Kommt ihm zuvor!“

Seine Lady Macbeth läßt Schiller in der 15. Szene des ersten Aufzuges sprechen:

„Nicht in die ferne Zeit verleihe dich
Den Augenblick ergreife, der ist dein.“

Ja, ja! Schiller lehr, Fräulein Sekretärin! Im „Wallenstein“ heißt es: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke“, in der „Jungfrau von Orleans“:

„Der Mensch ist, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächtigen Augenblicks.“

„Über freilich, Fräulein, wenn Sie den „Don Carlos“ zu dichten hätten, bei Ihnen hieße es nicht:

„Ein Augenblick gelebt im Paradiese“, sondern:

„Ein Moment mal gelebt im Paradiese“.

Herzogthimmelfreudenschloßherren! Bedenken Sie ferner, verheirathetes Fräulein, was könnte Ihnen solch ein einziger „Augenblick“ nun schon groß nützen? Schließlich dauert ein Augenblick nur so lange wie die Augen Zeit brauchen, um etwas zu erblicken; das wäre also der Bruchteil einer Sekunde. Was können Sie in solch einem einzigen Augenblick ausrichten und zuwege bringen? Es mag ja sein

und ich gebe es zu: wenn Ihre schönen Augen mit denen Ihres Herrn Direktors einen Blick wechseln, da mag sehr viel — — —

Wie bitte? Sie hat sich gemeldet... was sie verlangt? „Ein Moment mal!“ hat sie gesagt. Herzogthimmelfreudenschloßherren, da soll doch der Ausdruck dreifachungen... Aber da merkt sich der Herr Direktor. Freundlich bescheidet er: „Ihre Angelegenheit ist in der Konferenz beraten worden! Der Aufsichtsrat hat beschlossen, daß alles nach Ihrem Wunsch geschieht.“

Während ich erleichtert aufgetaucht habe, kriech ich plötzlich einen Anfall von Bescheidenheit. Was hätte das arme Mädchen denn sonst sagen sollen, als „Ein Moment mal!“? Aber was warten läßt, der kann ja gar nicht — es wird uns nie angenehm fliegen. Ja, habe mich ja gar nicht über die Bescheid der jungen Dame gekümmert, sondern — über die Tatsache, daß ich — warten mußte.

Und Schiller? Ach du liebe Zeit. Von wegen Schiller. Da fällt mir eben ein — in jenem Gedicht „Der Zeitpunkt“ jagt er: „Ein Moment mal!“

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschicht.“

„Moment!“ Schiller jagt „Moment!“ Verheirathetes Fräulein Sekretärin! besser als Schiller draussen Sie's auch nicht zu machen, sagen Sie nur häßlich weiter immer ganz ruhig „Ein Moment mal!“

Der Bräutigam.

Von
Faus Hagen.

(Nachdruck verboten.)

In einem alten Almanach stieß ich auf die folgende seltsame Geschichte, die mir wert schien, nicht vergessen zu bleiben, zumal sie, mit kleinen Veränderungen, auch heute noch jeden Tag sich ereignen könnte.

Zwei Kaufleute, der eine zu Hamburg, der andere zu Leipzig wohnte, waren nicht befreundet. In der Abicht, diese made Freundschaft gemäßigtermaßen fortzusetzen, verabredete der Hamburger die Verehrung seiner Tochter mit dem Sohne des Leipziger.

Ein sehr harter Briefwechsel ward über die Angelegenheit gepflogen. Endlich kam man überein, daß der Bräutigam nach Hamburg reisen und sich seiner Braut und ihrer Familie persönlich vorstellen solle.

Der seltsame Tag der Ankunft des Erwarteten kam heran. Die Familie des Mädchens war eben im Begriffe, sich zu Tisch zu setzen, als ein junger Mann in das Haus trat und nach dem Kaufmann F... fragte:

Der Diener, welcher antwortete, daß der künftige Schwieger-sohn erwartet wurde, zweifelte keinen Augenblick dem Anbilde des Fremden, daß er der Bräutigam der Tochter des Hauses sei.

Er ward als solcher angenommen. Der Kaufmann eilte ihm freudig entgegen und schloß ihn in seine Arme. Dann führte er ihn in das Zimmer und stellte ihn seiner Frau und Tochter als Schwiegersohn und Bräutigam vor.

Der Fremde überreichte nun Briefe von dem Leipziger Kaufmann, in welchen der Ueberbringer als sein Sohn bezeichnet und der Liebe der Familie F... empfohlen wurde.

Der Tisch war gedeckt, noch einige Fremde des Hauses wurden hinzugezogen und der Fremde erhielt seinen Platz neben der Tochter.

Das junge Mädchen, das viel Gutes von ihrem Bräutigam gehört und dessen Briefe schon ein schönes Bild in ihrer Phantasie erweckt hatten, ward durch den Anblick des großen, hüben Mannes, der ihr zum Gemählten des Lebens bestimmt war angenehm überrascht.

Gelächert mit Selbstlächeln bunten Bändern...

Roman von
Fried Reilins.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman“, Leipzig.)

26. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Die Geschichte Russel's, die Graf Ludner ihm geller erzählt, fiel ihm ein. Die verachtete schmutzig-beachtliche Amiel-Braut. Das war ein Bild. Auch dieses Frauenzimmer, die Elfe, hatte ihre Seele gelüftet. Schneeweiß... Bis nach und nach die Farbe verblüht. Bis sie sich in ihrer Naturfarbe entblüht. Schwarz... schimmernd — jugendlich.

Bis aus der weißen Amiel der Mistfink ward. Ein Mistfink... Er knirschte das Wort. Und die Seele beladen mit Bitterkeit und Graul fuhr er davon.

Auf dem Cranzer Bahnhof stand der Wart-Zug mit den atmungsigen Wägen schon bereit. Aber es war noch so früh. Kein Fußgänger ließ sich sehen, als Kurt die Bahnhofshalle betrat. Ueber den Scheiben des kleinen Fahrkartenschalters lag noch ein verächtliches Tuch.

Kurt schritt, die Sonne juchend, und sich ihrer freudend, vor dem Stationsgebäude auf und ab. Er dachte dies und das.

Dies: ob seine Hoffnung sich wohl erfüllt...? Würde er Frau von Elgott heute sehen? Heute zum ersten Male, seitdem er sie mit Nütchen und Vogel besucht? — War: Der elende Brief vom Gericht. Seine Vernehmung — seine Aussage dort. Und — er lachte grimmig vor sich hin — diese ganz schmutzige Mistfink!

In solchen Gedanken an dies und an das aber flüchtig mehr ein silberhelles Mädchen hinein. Kein Räuberstern — nur Aufschlag von Bierdeckeln traf sein Ohr. Da wendete sich Kurt wie elektrifiziert. Ein Drogist auf Gummiändern sollte herbei. Mit hohem, weiträumigen Trab letzte der Kogge den Fuß. Weiß schimmernde Spitzer flohen vom schorf-

am Jügel lebenden Maulk. In dem blauen Vierbehaar spiegelte das Licht. Und die Gelbgefäße des braunen Kinnrückens funkelten in der großen Sonne wie glühendes Gold.

Ein lauter, langgezogener Pfiff zwischen den Zähnen des Herrenfahrers. Der Kappe kloppte — die Sinterhand wütchen lassend — den prächtigen Trab. „Horchte... Stand... Ein feiner gauner Kerl... Ein Modell. Vor und zurück laute er schäumend und spielend das blank Gefäß. Ein edler Kopf nicht über soviel gewöhnlichem Hals. Der in Höhe der Sprunggelenke geschmitten Schweif schaffte über die Hinterbade mit dem Traktator wand.

Ein Mendenber Dpfränge — Kurt nicht mit dem Kopf. Man sah es auch sonst. An der leicht ausgeschmittenen Stellung des vorderen Beins. An dem ganzen Bau. Kurt die Vierergerade — na... Da nahm der Junge in blauer Livree und hohem Hut, der schon auf dem hohen Vordersteck thronte, Jügel und Fahrgerte zur Hand. Fuhr an.

Kurt prüfte von der Seite die beiden Herren, deren einer das Tagkart gelent.

Beide waren elegant. Der eine groß und schlank. Der andere höher und klein. Der Große ein auffallender Mann. Seine Jügel eften sich — wie heranzugemeldet — martant. Scharfe vorpringende Knautierkerien machten das Gesicht fast brutal. Vor dem linken Auge sah ein riesengroßes, gelbflechtes Glas. Die Kleidung schien in Eleganz fast übertrieben. Von den spiegelnden Lackschuhen mit dem Weißgarnschien bis nach oben zu dem hellen Velour auffallend — sehr.

„Wir sind scheinbar die ersten, Erwald“, sagte der Große mit leicht nselndem Ton. Er wippte mit dem Arnen über die Stufe der Bahnhofshalle empor. Streckte juchend den Kopf. Trat dann wieder ins Freie zurück. „Ne — niemand da.“ Und er warferte flüchtig — doch mit kraftem, hochmütigem Blick über Kurt.

Dann aber — nach der Richtung Steinhammer-Lu schehend — mit einem Lächeln, in dem eine Art irritie-

rende Bläfferheit schwang: „Da kommt ja die schön Frau.“

Kurt, der eben ungeschicklich gewesen war, ob er sich den beiden Herren vorstellen sollte, folgte den beiden nach von der Hallestelle am Steinhammer-Lu kam Frau von Elgott. In knappen schwarzen Cheviotstoff. — Auf dem leuchtenden Braunhaar ein schwarzes Hüthen mit weißem Band.

Sie begrüßte die beiden Herren. Dann sah sie den beidenden abwartenden Kurt. Mit ihrem strahlenden Lächel streckte sie ihm die Hand.

„Auch mit nach Cran? Das ist nett. Wie geht es den Kindern daheim?“

„Danke sehr, ja, gnädigste Frau. Ich habe von Nütchen und Schwester viele Grüße zu sagen.“

Dann stellte er sich den beiden Herren vor. „Grzymala...“

„Schwald...“ Lang es von den andern zurück. Man schritt dem Bahnhof zu.

„Und Tante und Onkel noch nicht da?“ fragte Frau von Elgott mit einem Blick nach der Uhr. Und sie erzählte: „Margrit ist seit Oftern aus Berlin zu Besuch. Der kleine Vangschläfer kommt wahrscheinlich nicht aus den Federn heraus.“

„Wer ist Margrit?“

„Derr von Schwald kennt sie.“ Frau von Elgott warnte sich an den dankbarsten großen der Herren. „Ich dachte, Sie hätten sie auch schon bei Onkel Ludner gesehen, Derr von Grzymala. Nicht? Margrit Ludner ist immer herner Familienverband. Tante und Onkels Entlassung aus Berlin.“

Die Bahnhofshalle hatte sich spärlich gefüllt. Hinter dem geöffneten Fahrkartenschalter waltete ein hübsches, schlupfliches Mädchen gelangweilt ihres Amtes. Der Feiger rühte vor.

„Gaben die Herren schon Fahrkarten?“ fragte die junge Frau. Nein — die hatte man noch nicht. Herr von Schwald sah nach der Uhr. „Aber in fünf Minuten geht der Zug“, stellte er fest. Dahinter Lachen jetzt und

Es herrschte bei der Tafel ein heiterer Geist, Vater und Mutter überließen sich der Fröhlichkeit ihres Dergens. Der Bräutigam war zuvorkommend gegen das Mädchen und die Eltern, aber er blieb ernst bei aller Lebenslustigkeit und Mümmelheit seiner Neben.

Nach Tisch wurde das Gespräch lebhafter. Man unterließ sich von den zutreffenden Bemerkungen und von den Einzelheiten der zukünftigen Haushaltung.

Mitten in dieser Unterhaltung stand der Fremde auf und nahm seinen Hut, um fortzugehen.

„Wohin wollen Sie?“, fragte der Kaufmann F... „Ich habe ein sehr bringendes Geschäft, das mich nötigt, Sie zu verlassen, wie die Antwort.“

„Welches Geschäft können Sie denn in einer Stadt zu erledigen haben, in die Sie heute zum ersten Male kommen und wo Sie noch keine Seele kennen?“

„Sie haben recht, allein ich muß dennoch gehen.“

„Ach, ich merke wohl, um was es sich handelt. Sie wollen Geld bei einer Bank holen. Aber Sie werden mir wohl doch vertrauen, daß Ihnen meine Ratse zur Verfügung steht. Beziehen Sie indessen auf Ihrem Vorhaben, so kann einer meiner Bedenke das Geschäft erledigen, damit wir Sie nicht sobald schon wieder verlieren müssen.“

Unter diesen Worten war der Fremde bis zu der Türe gekommen, er blickte sie an und der Kaufmann, ihm zu folgen.

„Jetzt da wir allein sind“, begann der Fremde auf der Straße, „dann ich Ihnen wohl sagen, daß mir heute morgen gleich nach meiner Ankunft ein Unfall zugefallen ist. Ich erkrankte plötzlich heftig und bin an der Krankheit gestorben. Nun habe ich mein Begräbniß um sechs Uhr angeordnet: Sie werden verstehen, daß ich nicht fehlen darf und mir das Ansehen eines sehr leistungsfähigen Menschen geben würde, wenn ich bei einer Angelegenheit, die mich in erster Linie angeht, vernünftig wäre.“

„Sie der Kaufmann sich von seinem Erstaunen erholt hatte, war der Fremde verschwunden.“

F... hielt die Sache für einen nicht sehr häufigen, aber reichlich vorkommenden Scherz und meinte, der junge Mann habe bei Tisch wohl etwas zu tief ins Glas geschaut, auch möchte ihm die Meise ein wenig überanstrengt haben, so daß kaum Gedanken in seinem Kopf Macht gewonnen.

So lehrte der Kaufmann jedoch zur Gesellschaft zurück und erzählte ihr ohne Umstände von dem schmerzlichen Verhalten des Schwiegersohnes.

Alle lachten, die meisten aber fanden den Scherz unpassend und albern.

Stunden vergingen. Der Fremde kehrte nicht zurück.

F... wurde unruhig und ging nach dem Gasthaus, wo der junge Mann, wie er besagte, absteigen war. Dort erfuhr er, daß der Herr aus Leipzig gleich nach seiner Ankunft heftig erkrankt und nach wenigen Stunden gestorben sei. Am frühen Morgen sei er, auf Veranlassung seines Reisegefährten, beerdigt worden.

Aufs tiefste getroffen, eilte der Kaufmann nach Hause, um seiner Familie das Schreckliche mitzutheilen. Die Braut aber, sah aus höchster Freude in tiefstes Leid gerissen, ward vom heftigsten Fieber gepackt und starb nach einigen, qualvollen Tagen. Bis zu ihrem Tode war sie der besten Überzeugung, daß der Geist ihres Bräutigams ihr und den Eltern erschienen sei. Und doch erklärte sich die Angelegenheit sehr natürlich. Ein Herr F., der ebenfalls von Leipzig nach Hamburg reiste, und befreundete sich sehr mit ihm. Sie sprachen von ihrer Familie und alles, was auf diese Bezug hatte, und der junge Mann verstand nicht, dem neu gewonnenen Freund über den eigentlichen Zweck seiner Reise Auskunft zu geben.

Sie hingen im gleichen Gefühl ab, wo der Bräutigam logisch aus höchster Krankheit und, allen angewandten Mitteln zum Trotz, starb.

Herr F. hielt es für seine Pflicht, die Familie der Braut auf das schonende von dem granfamem Geschehen zu unterrichten, und machte sich auf, um ihnen des Schreckliche mitzutheilen.

Er nahm, nachdem er Anordnungen für die Beisetzung des sich Entschlafenen getroffen hatte, die Papiere des Freundes zu sich und ging zu dem Kaufmann.

Als er dort nur so freudig empfangen wurde, brachte er es nicht übers Herz, den Prositium der Braut und ihrer Eltern mit einem Schläge zu zerbrechen und er beschloß, die Rolle des Entschlafenen so lange zu spielen, bis sich eine glückliche Gelegenheit böte, den Irrtum aufzuklären.

Die Stunden verstrichen, ohne daß sich das Verleihen beirrigten ließ. Endlich griff F. zu dem Mittel, das die Familie F... in ihrem Glauben an Geisteserleuchtung befestigt und die Freunde der Braut so fest erden sollte.

Aufführungen in München und in Dresden.

Unser Münchener Mitarbeiter schreibt uns:

Sonaten sind Töne ohne Worte, die „Sonate“, die R. L. a. u. n. e. r ein Kammerstück nennt, sind Worte, die nur ihnen. Die drei Sätze dieses Opus wurden bei ihrer ersten Vorstellung im März d. h. r. K. e. l. d. e. n. h. a. l. e. r. h. o. r. n. g. e. n. g. e. h. o. r. t. und schwebend verließ das Theater, ohne daß eine Hand sich gerührt, ohne daß ein Mund sich geöffnet hätte. Es war ein würdiges Begräbniß. Armes Stück, ruhe sanft! Dieses peinliche Piasco des Dramatikers, der zweifellos ein Dichter ist, ist ehrlich wohl. Das hat der Verfasser vom „Sturz des Apostel Paulus“ nicht verdient. Das hat sogar der Gezer dieser „Sonate“ nicht verdient, von einem Publikum nicht verdient, das jedem Mäcker Besatz flachte und hier aber eines Dichters Frühgeburt den Kopf zu schütteln sich erlaubte. Einem Dichters. Denn auch „Sonate“ trägt die Spuren eines höchst feinen Geistes, es zeigt in der Gestaltung Kunst und feinsten Ekt-Gefühltes in Stimmung. Aber nur in Stimmung bleibt es befangen, und ihm fehlt die Kraft schärfender Gestaltung und der Zug ins Bedeutende. Es fehlt ihm die plastisch-fachliche breite Dimension. Statt ein Bildwerk zu sein, ist es wüßige Rhetorikgebilde geblieben. Kaum eine Noelette: Gedicht in Prosa schlechtlich (obwohl breite Stellen in fünfjährigen Jamben bald sprich, oft freilich banal habenstandler werden). Aus wenig feinen Einfällen entwickelten sich drei (zudemhängende) Sinafer.

„Gefühl ist alles“, sagt ein Dichter, aber kein Dramatiker verlangt Goethe: „Vor allem aber ist etwas gefühllos.“ Dieses Stück aber geht dem Gefühl aus, ohne in diese Tiefen zu führen und das geringe Gehehen ertrinkt in einer Sinnflut von Worten. Durch die drei Sätze geht Waldun, der Dichter. Er hat menschlich sein Format, und sein Antikl nicht. Er dringt im ersten „Sätze“, der nach der heiligen „Bittale“ heißt, in ein Jungmädchenzimmer, wird hier romantisch auf den ersten Bild geliebt, aber zurückgehenden, als er der niedrigen Bittale (die ihre Eltern wegen dieses Namens verlagern möge!) eine (wahre?) Geschichte seines Lebens erzählt hat. Dieses Stück trägt den Untertitel „Erebnis und Verheißung“. Sein dieses Wesen aber liegt nicht im Verheißenen, sondern gerade im Jenseitigen. Vor allem aber ist es wenig. Das zweite ist eine kleine Noelette für Mädchenstimm. — „Tote und Britte“ benannt und „Schidli“ benannt, erzählt in ihnen von einer geradezu frühromantischen Schwärmerin, eines Jungmädchens Verzicht auf den Geliebten, den auch die ältere Schwester liebt. Auch hier ist die tiefster Willen fühlbar, aber auch hier fehlt der Zug aus den Niedrigeren des Gemüthlichen ins Große. Der Schluß ist endlich „Aktion“ über „Abend und Abigkeit“ schildert den Verzicht des Altersden auf das junge Mädchen Kirtis, das eigentlich mehr das Format und die Mentalität einer Mitzli hat.

Die Aufführung des Inter-musikalischen, an Einfällen armen Stückes, war von Herr Simonsonspool geleitet, ohne daß der Regisseur ein recht gutes Bild der beiden Protagonisten zeigte und hätte sich in romantischer April betäubte. Dieser selbst, der Held, war nur gefühlstragender Exponier. Von seinen Partnern hat Hr. Simonsonspool eine Nuance zu bemerkt aufgetreten, aber immerhin hatte ihre Leistung Reiz, während das kleine Mädchen Kirtis von Frau Kirtis geküßelt und lebhaft verlorpert wurde, so daß dieses überhöfliche Mädchen eigentlich der einzige Mensch war, der an diesem Abend über die Bretter schritt. — Und das Publikum? Es klapperte am Schluß mit den Stuhlbeinen und flüchtete in den Kampf um Mäntel und Schirme.

Richard Rief.

Ericc.

Tragödie von Otto Krauß.

Aufführung im Dresdner Stadttheater.

Aus Dresden wird uns berichtet:

Der bisherige Singspieler der Reichardt-Bühne in Berlin, Otto Krauß, hatte das Glück, seine im Schreißlich getragene Drang nicht hindurch. Ein Tag des Rechts. Mifgünstig schickte er in die rechte Wagenhälfte hinüber. Dort sah — durch den Gang in der Wagenmitte getrennt — die alte Gräfin Ludner mit Herrn von Lehmann im Gespräch. Neben beiden, am Fenster — Kurt sah entrückt — saßen sich Herr von Orzymala nehselnd und affektiert um Frau von Elgotti's Umarm zu bemühen.

Und aus einem Mißbegehren heraus, das er nicht recht zu messen verstand, blegte Kurt den Kopf. „Hör... Herr Graf... April...“ So einem Verfallmiff ist nicht zu trauen. Wer weiß, wie es wird. Ich finde, die Sonne hat schon einen feinen nebeligen Dunst.“

Ihm gegenüber — wo die junge Komtesse sah — lag ein überlaßender höflicher Laut. Auch der Graf Ludner sah mit höchstem Staunen zu ihm hin.

„Ach, wo...“ Selbst wenn! Wir wollen uns dann des sonstigen Augenblicks freuen. Nicht immer grübeln: was kommt? Lassen Sie uns dankbar sein dem Schicksal, das in die Tiefe nördelnde, zerstückelnde Auschau an mögliches Leid ich junger Art. Sie tritt an Kerker und Kraft.“

Solche feine, nur andeutende Bezeichnung gab dem Empfindlichen einen Stich. Daß ihm die Komtesse Ludner seit einigen Minuten unerwandt mit wenigerer Abigung besah, erhöhte das Mißbegehren noch. Und er hob zu dem jungen, höchsten Windstropf den Mund. Sagte mit lächelndem Spott:

„Na...?“

Aber die Lichte in jeder, über solchen Griesgram wohl gar stotternde Zeitliche zurück. Was wollte sie sagen, dieser hübsche und elegante — aber wohl ein wenig lächerliche — Herr repräsentiere eine ihr schwer zu erdrückende Art, fragte sie ganz laut:

„Was sind Sie eigentlich von Beruf?“

Da diese laut und bewegten klingende Frage auch zu der anderen Wagenhälfte hinübergeschallte, sah man dort auf. Kurt sah, ein kleines präsendes Speer-

Griechentragödie „Ericc“, sein Erstlingswerk, von der Presse her sei als ein sehr zu beklagendes zu sehen. Das dramatische Mädchen aus der Griechentzeit von der unklaren Jamben in Ericc wurde freilich keines mythischen Dufte entkleidet. Odyssus, mit seinen Namen aus das Besten stand der gefährlichsten Schönheit Ericc verfallen, zwingt mit stolzer Kraft die Unsterbliche, sich ihm zu eigen zu geben. Sie glaubt Erlösung von ihrer Schmach zu finden und verliert durch die Verführung des leidgeprüften, troigen Heiden ihre Kraft. Verhängniß von ihrem Bewußtsein, der ihre Weibheit beubelt, der sie den Gefährten in die Arme wirft, lunt sie auf Raube. Mit dem Tode Epenors, des Beklängtes des Heiden Odyssus trifft sie den Besingener. Man vermisst sich das Drama in psychologischen Problemen. Der Zuschauer soll an das reine Menschentum und die erhabene Selbstlosigkeit der gefährlichen Ericc glauben. Sie verliert ihrem beinahe bürlichen Helden zu einem Zerkü. Trennung in Frieden und selbstloser Entfaltung. Der Widerstreit verliert, weil er notwendig war, sagt der Autor. Ihm ist es aber nicht möglich, das Geschehen zu vertiefen. Es fehlt der Tragödie an Gestaltungskraft. Vermehrte Leidenslagen, die in der gewollten Weibheit fast lassen. Keine eigene Gestalt hat Blüthenform. Nichts von antiken Geist. Ein farbloses Epigrammstück. — Die glänzende Regie von Walter J. ersthe alle Möglichkeiten der Tragödie lebhaft zu machen. Viel Zauber geistlich mit Donner und Blitz, Musik, dunkler Wehrdruck, stehende Dämpfe, Lichteffekten, prächtige Bühnenbilder. Nach dem letzten Mißfaller Beifall. Premierensoll, der den Darstellern auf verlorenem Posten dankend und der den Autor vor die Kampe ruft, um die Neugierde zu befriedigen.

Johannes Reichelt.

Literatur.

Sammlung von Heinegehehen haais- und verwaltungsrechtlicher Inhalts, herausgegeben von Dr. Carl Carlottus, Professor an der Universität Tübingen, 5. neubearbeitete Auflage. München 1921. C. S. S. S. S.

Wenn auch die Gesehbung nach in vollem Fluß ist, so möchte sich der Mangel einer handlichen Ausgabe des neuen Gesehmaterials doch empfindlich geltend, so daß Herausgeber und Verlag dem Wunsch nach Veranlassung einer neuen Ausgabe sich nicht länger entschließen konnten. In der nun schon erschienenen 5. Auflage ist gefürchten, was durch die Entwidlung der Zeit überfällig geworden ist, dafür neuingestaltete alle wichtigen neuen haais- und verwaltungsrechtlichen Gesehe. Die neue Ausgabe bringt wie die früheren, die Heinegehefassung an der Spitze, die übrigen Gesehe und Verordnungen in chronologischer Reihenfolge, im Ganzen 74 Nummern. Durch jeder ergehende Nachträge will der Verlag Vorzüge treffen, daß die Sammlung auf dem Laufenden bleibt. Die abgedruckten Texte sind mit größter Zuverlässigkeit bearbeitet und mit den besten Quellen verglichen. Die Sarrtorius's Ausgabe wird nach wie vor ihren beiläufigen Rang behaupten und auch in ihrer neuen Gestalt für den amtlichen und akademischen Gebrauch von größtem Nutzen sein.

Der Holfowander der Wächterwände hat sein Werk, gut und hübsche Bilder in deutschen Worten zu verheilen, im Augenblicke des Zusammenbruchs unseres Landes begonnen, als ein einer neuer Wogen Papier kaum zu finden und kaum ergründlich war. Dennoch haben seine Veröffentlichungen von Anfang an ohne Ausnahme eine gute äußere Form gehabt und die Preise waren staunenswerte gültig. Heute, wo die Verhältnisse sich geändert haben und gutes Papier, guter Druck und guter Einband wieder möglich geworden sind, übernahm die letzte Wände des Verbands wurden ihre sehr geschmackvolle Ausstattung und aufergewöhnlich hübschen Preise. Der letzte Band der 2. Jahresreihe „Walter von Wolz“, „Italien“ liegt uns vor und ist eine wahre Freude zu dem Auge jedes Wächterwandes und eine feine Bereicherung jedes Büchers. Der 3. B. S. gibt diesen Band, ebenso wie seine übrigen Veröffentlichungen, nur an Mitglieder ab. Da die Mitgliedschaft kostenlos ist, kann auch der Nichtmitglied Mitglied werden. Die näheren Bedingungen und literarischen Verhältnisse befinden sich auf Anforderung kostenfrei der Wächterwände der Wächterwände, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin SW 60, Nankstrasse 34.

feuer von Widen richtete sich auf ihn ein. Und dieses Speerfeuer verächtlicherte ihn ganz. Er kam nicht aus die sich heraus. Mit einer peinigen herausstehenden Rob im Weid, jagte er mitrei und heit:

„Ja — Gräfin...“ Ich war Offizier. Jetzt bin ich — man darf wohl sagen Journalist.“

„Ach! Man darf wohl sagen?“ stotterte Komtesse höchst interessiert. „Journalist? Dann ist ja allerdings pessimistische Auschau Ihre Profession. Und die Lust nach der Sentation. So ein Journalist trägt ja wohl stets einen unmissbaren Bleistift hinter dem Ohr. Beglückert Rollen und blauen Tusch. Nein...“ fand sie dann abschließend: „Ich denke mir, Journalist ist ein ferdächtiger Beruf.“

Während Kurt diese leeren kindlichen Auschau nicht wie idare, läppige Nadelblitz über sich ergehen lassen mußte, sah er mit halbem Blick schonall nach rechts. Das Frauengeidit Orzymala's schien ihm geringfügig blüster — in lächelndem Spottwort berzert. Kurt meinte, Orzymala beugte sich jetzt nach vorn. Häuserte Frau von Elgotti etwas Spottreizendes zu.

Da hatte Empfindlichkeit und Stolz.

Das Benehmen seines Weibes — die Erkenntnis: dieier affektierten Lebensansätze drüben und dieier jungen unreifen Komtesse hielt er wohl noch stand, ihnen die Bemerkungen der Eden. Und je mehr die Verlegenheit schwand, desto stotter und leichter wurde ihm der Sinn.

„Ach, Gräfin...“ jagte er. Und es gelang ihm, jein hübsches, jonniges Lächeln zu jähren. „Vor Ihrer Weiblichkeit allen Respekt. Ja — so ein Journalist...“ Wie ein Schiefling die Nase gebiät — mit weitausgreifendem Schritt an der Fährte der Sentation — die Hochstige Wumpelnd hinter nach — den schwarzepigen Bleistift hinter dem Ohr. — Nicht wahr — ist lebt er in ihrer Phantasie?“

„Na etwa?“ lachte Komtesse.

(Fortsetzung folgt.)